

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 87 (2000)
Heft: 1: Visionen/Utopien

Artikel: Eine feminin-feministische Vision von Erziehung und Bildung : feminin oder feministisch?
Autor: Hofer, Christine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-526049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine feminin-feministische Vision von Erziehung und Bildung – feminin oder feministisch?

Die vor einigen Wochen an die Autorin ergangene Anfrage, den vorliegenden Text zu verfassen, wünschte im Originalwortlaut «eine feminine/feministische Vision von Erziehung und Bildung». Feminin/feministisch? Der Schrägstrich impliziert eine etwas unklare Beziehung zwischen den beiden im Klang so ähnlichen Worthülsen. Ist damit ein lockeres Nebeneinander, ein getrenntes Gegeneinander oder ein verbindendes Miteinander gemeint? Oder stellt die Formulierung ganz einfach eine Auswahlendung dar, die von der Autorin je nach Vorliebe und eigener Zu- und Einordnung auf einen Begriff reduziert werden kann/soll?

Besagte Autorin hat nicht nachgefragt, sondern den Schrägstrich in einen Bindestrich umgewandelt und sich damit auf einen neuen Begriff eingelassen: *feminin-feministisch*. Das verbindende Miteinander hat also gesiegt, das Sowohl-als-auch, vielleicht aber einmal mehr die typisch weibliche Manie, Harmonie und Verbindung herzustellen, wo unter Umständen Trennung und Distanz am Platz wäre. Und so sind wir bereits mitten im Thema, einmal mehr in Windeseile verstrickt in geschlechterstereotype Dualismen, in platte Allgemeinplätze.

Doch was meint nun «feminin-feministisch»? Was heisst das, wenn meine Vision sowohl feminin als auch feministisch sein soll? Ich wage die Verbindung, stelle Berührung her zwischen zwei Begriffen, die sich in der Geschichte der Frauenbewegung nicht unbedingt gerne berührt haben. Doch der Klarheit halber seien hier vorerst die zwei Definitionen zitiert:

feminin (nach Duden/Fremdwörterlexikon): für die Frau charakteristisch, weiblich; (selten) das Weibliche betonend; (abwertend) (als Mann) nicht die charakteristischen Eigenschaften eines Mannes habend, nicht männlich, zu weich, weibisch.

Feminismus: Richtung der Frauenbewegung, die von den Bedürfnissen der Frau ausgehend, eine grundlegende Veränderung der gesellschaftlichen Normen (z.B. der traditionellen Rollenverteilung) und der patriarchalischen Kultur anstrebt.

Feminin ist eine charakterisierende Eigenschaft, während der Feminismus eine gesellschaftspolitische Bewegung darstellt.

Feminin ist also eine das Weibliche charakterisierende Eigenschaft, während der Feminismus eine gesellschaftspolitische Bewegung darstellt. Ein feminin-feministischer Ansatz wäre demnach ein weiblich gefärbter gesellschaftspolitisch orientierter Blick auf die patriarchal geprägten Normen, Strukturen und Organisationen unserer Gesellschaft

mit dem Ziel der Veränderung. Wenn ich hiermit einem «femininen Feminismus» das Wort rede, müsste es im Gegenzug dazu nicht auch einen maskulinen Feminismus geben?

maskulin (nach Duden/Fremdwörterlexikon): für den Mann charakteristisch; männlich (in Bezug auf Menschen); das Männliche betonend, hervorhebend; als Frau männliche Züge habend, nicht weiblich.

Die oben zitierten Definitionen des Weiblichen und Männlichen weisen bereits einige bezeichnende Unterschiede auf. So wird nur das Maskuline explizit (und wohl auch exklusiv!) auf den Menschen (die Krone der Schöpfung) bezogen. Zuletzt wird im ersten Fall auf die abwertende Bedeutung hin- und nur auf die nicht mehr vorhandenen männlichen Eigenschaften verwiesen, während im maskulinen Fall bei der Frau offenbar keine Abwertung im Spiel ist. Der Mann hat im ersten Fall keine weiblichen Züge, sondern ist «weibisch», während die Frau im zweiten Fall immerhin über etwas verfügt, eben männliche Züge. In beiden Fällen schliessen sich jedoch die beiden Pole strikt aus: Wenn eine Frau maskuline Seiten hat, so ist sie nicht weiblich, und wenn ein Mann feminine Züge hat, so ist er keinesfalls männlich. Immerhin finden wir in der Definition des Femininen im dritten abwertenden und deshalb negativ orientierten Aspekt einen inhaltlichen Hinweis, was denn nun das Weibliche konkret ausmacht. Im Hinweis «zu weich» (für den Mann!) steckt die Aussage, dass Mannsein mit einer gewissen Härte einhergeht und Frausein mit Weichheit.

Dies ist unser tradiertter Sprachgebrauch, fest verwurzelt und verankert, und nur schwer aus unserem Bewusstsein zu entfernen oder umzuwandeln. So ist es denn im Rückblick nicht erstaunlich, dass sich auch der Feminismus als politische Bewegung in seiner radikalen Ausprägung immer wieder gegen das «Feminine» gewehrt, sich davon abgegrenzt hat und wohl letztlich zum Teil einen maskulinen Feminismus propagiert hat. Femität oder Weiblichkeit ist mit Attributen behaftet, die den Zielsetzungen der feministischen Bewegung offenbar zuwiderläuft: Das weiche, modellierbare, anpassungsorientierte Weibchen will die Feministin nicht sein. Dies hat auch im abwertenden Begriff «Emanze» seinen Niederschlag gefunden, der eine politisch engagierte, mit einer gewissen Härte und Konsequenz vorgehende, auf Geschlechterdifferenzen sensibilisierte Frau bezeichnet, die sich – in den Augen vieler Männer ihrer Weiblichkeit verlustig gehend – für eine illusorische und übertriebene Gleichberechtigung einsetzt. Nicht zuletzt hat dies auch auf Frauenseite immer wieder zu Abgrenzungskämpfen geführt zwischen sogenannten emanzipierten Frauen auf der einen und traditionell orientierten, das herkömmliche Frauenbild und Rollenmodell verkörpernden Frauen auf der anderen Seite.

Ich möchte hier weder die Geschichte der Frauenbewegung aufrollen noch eine lange Begriffsanalyse vornehmen. Mit diesen einleitenden Bemerkungen will ich bloss das Spannungsfeld ausleuchten, das im sprachlichen Wortgebrauch und somit in den Bewusstseinsstrukturen von uns allen tief verankert ist. Damit verknüpft sind Wertungen, die es

*Wenn eine Frau
maskuline Seiten hat,
so ist sie nicht
weiblich.*

nach wie vor erschweren, konstruktive Lösungs- und Veränderungsansätze jenseits jeglicher Dualismen zu kreieren. Insofern ist bereits meine atypische Begriffskonstruktion visionär: Sie stellt bisherige Wertungen in Frage, propagiert ein Miteinander statt ein Gegeneinander.

Meine Begriffskonstruktion stellt bisherige Wertungen in Frage, propagiert ein Miteinander.

Meine hier zu entwerfende Vision betrifft die Bereiche Bildung und Erziehung. Ich unterscheide der Klarheit halber zwischen Bildung, organisiert in öffentlichen Systemen, und Erziehung im privaten familiären Bereich, wohl wissend, dass sich beide Bereiche vielfach und komplex überschneiden und nie trennscharf auseinander zu halten sind.

Heim und Herd: eine Domäne für Frauen und Männer

In der Berner Tageszeitung «Der Bund» erschien im Oktober 1999 als Vorspann zum Stellen-Anzeiger ein zweiteiliges Interview mit einem Ehepaar, das sich die Familien- und Erwerbsarbeit teilt: «Der 38-Jährige und die 35-Jährige sind beide während zweieinhalb Tagen pro Woche in Projektleitungsfunktion in verschiedenen Zweigen der Verwaltung tätig. Die übrige Zeit verbringen sie im Haushalt oder draussen mit den beiden Söhnen (viereinhalb- und zweijährig). Ausserdem nehmen sie sich Zeit für ehrenamtliche Tätigkeiten, individuelle Hobbys und immer wieder für längere Reisen mit den Kindern.» (Der Bund, 9.10.99)

Was hier durch die «Bund»-Redaktion als Hintergrundinformation mitgeliefert wird, klingt aus emanzipierter Frauensicht schon beinahe idyllisch. Letztlich steht hier meine Vision, schwarz auf weiss, bereits in Realität umgesetzt. Nur hat diese Geschichte einen Haken: Dieses Paar stellt nach wie vor einen Einzelfall dar: «Neun von zehn Frauen, die in Paarhaushalten mit Kindern unter 15 Jahren leben, tragen die Hauptlast der Hausarbeit und der familiären Betreuungsarbeit alleine.» (Bundesamt für Statistik 1998) Und der männliche Teil dieses emanzipierten Traumpaares sagt auch gleich selbst, warum dieses Familienmodell noch immer Seltenheitswert hat: «Ob ein Paar sich in Erwerbsarbeit und Erziehung teilen kann, ist an mindestens vier Bedingungen geknüpft: Beide Partner müssen eine gleichwertige Ausbildung haben, es braucht geschlechtsunabhängig gleiche Löhne für gleiche Arbeit, die Arbeitgeber müssen das Unterfangen mit flexiblen Arbeitszeitmodellen tragen, und beide Elternteile müssen es unbedingt wollen. Gerade der letzte Punkt klingt selbstverständlich, wird aber oft zum Problem. Gerade für Männer braucht es viel geistige Flexibilität, auf die persönliche Gewinnmaximierung zu verzichten und neue, ungewohnte Wege einzuschlagen.» (Der Bund, 9.10.99)

Die ersten drei Bedingungen, die hier vom Familienvater genannt werden, lassen sich unter die von der Gesellschaft und Wirtschaft vorgegebenen Strukturen einordnen. Noch immer sind wir von einer allgemeinen und selbstverständlichen geschlechterunabhängigen gleichen Entlohnung vor allem in der Privatwirtschaft weit entfernt, und die Möglichkeit einer flexiblen Arbeitszeitgestaltung hat Seltenheitswert. Die ungleiche Ausbildung von Männern und Frauen hängt wohl nach wie vor mit Rollenklischees und geschlechtsspezifisch unterschiedlichen

Sozialisierungserfahrungen zusammen, denn grundsätzlich stehen den Frauen heute die gleichen Grund- und Berufsausbildungsgänge offen wie den Männern. All dies sind wichtige und ernstzunehmende Hindernisse für die Verwirklichung einer auf allen Ebenen gleichberechtigten Erziehungsarbeit in der Familie. Und es gilt hier, unermüdlich kollektiv politisch wie individuell, am Arbeitsplatz und in der Familie, sich für entsprechende Änderungen einzusetzen und zugestandene Rechte kompromisslos einzufordern.

Der letzte Aspekt, den der erfahrene Hausmann anführt, spricht hingegen eine andere Ebene an. Er betrifft die individuelle Motivationslage («beide müssen es unbedingt wollen»), die sich offenbar für Männer etwas anders darstellt als für Frauen. Der Ehemann führt die Schwierigkeiten der Männer, sich auf ein solches Rollenmodell einzulassen, unter anderem auf die mangelnde gesellschaftliche Akzeptanz zurück: «Es war nicht leicht zu akzeptieren, dass die gesellschaftliche Akzeptanz relativ klein ist und meine berufliche Karriere einen anderen flacheren Verlauf nimmt als dies mit grösserem Arbeitspensum möglich gewesen wäre. [...] Ich stiess oft auf Widerstand und Unverständnis. Am Arbeitsplatz musste ich mich dafür einsetzen, weiterhin interessante Projekte zu erhalten. Zuhause wurde meine Situation oft missverstanden: Da wollten mir Nachbarnfrauen beim Wäschewaschen helfen, weil sie mich bedauerten und meine Situation als missliche Übergangslösung deuteten, als ob ein Mann grundsätzlich nicht imstande wäre, Hausarbeit zu verrichten.» (Ebd.)

Männer sind also in hohem Masse gesellschaftlichen Vorurteilen ausgesetzt. Davon sind natürlich auch Frauen, die dieses Rollenmodell wählen nicht verschont. Doch welche Vor- allenfalls auch Nachteile bringt dieses Modell für die aufwachsenden Kinder?

«Die Kinder übernehmen keine fragwürdigen Rollenbilder», meint die Ehefrau und Mutter im Interview. Wenn der Vater Vollzeit arbeite, beschränke sich sein Kontakt mit den Kindern auf die Abende und die freien Tage. Er habe somit den Seltenheitsbonus des Besonderen, während die Mutterpräsenz den Beigeschmack des Alltäglichen, vielleicht auch Mühsamen und Langweiligen erhalte, weil die Mutter es ist, die sich mit dem normalen Alltagskram beschäftigen muss. Im Übrigen stelle sich jedoch eine nicht zu unterschätzende Belastung ein: «Es ist schon belastend, dass alles immer auf die Minute genau aufgehen sollte. Eine Sitzung, die zehn Minuten zu lange dauert oder kurzfristig auf einen Tag verschoben wird, hat unzählige Konsequenzen für die ganze Familie, von Arztbesuchen oder Militärabwesen des Mannes ganz zu schweigen. Wir sind auf ein grosses soziales Netz angewiesen, um allen Pflichten nachkommen zu können.» (Ebd.).

Das System ist also äusserst anfällig für Unvorhergesehenes, und solches passiert nun mal im Leben. Das Leben und auch einzelne Menschen sind nicht in einen starren Fahr- und Stundenplan hineinzupressen. Dieser Stress führt sehr schnell zu Überforderung, welche auch die Kinder wahrnehmen. Sie merken, dass sie, etwa wenn sie krank sind, den Eltern

Männer sind in hohem Masse gesellschaftlichen Vorurteilen ausgesetzt.

enorme Probleme beschere. Dies kann sich trotz positiver Rollensozialisation negativ auf ihre Entwicklung auswirken, insbesondere dann, wenn die Kinder noch sehr klein sind und die Probleme durch externe, mehrmals wechselnde Betreuungsinstitutionen oder -personen gelöst werden müssen. Die totale und verlässliche Verfügbarkeit vertrauter Bezugspersonen ist in den ersten drei Jahren wohl unabdingbar.

Die Lösung der Schwierigkeiten, Erwerbs- und Familienarbeit unter einen Hut zu bringen, setzt völlig neue Arbeitszeitmodelle voraus. Sabina Littmann-Wernli ist dieser Frage nachgegangen. Sie stellt fest, dass der Ausbau der familienexternen Kinderbetreuungsmöglichkeiten (Kinderhorte, Krippen, Tagesmütter) zwar dazu beitrage, den weiblichen Anteil an der Erwerbsarbeit zu erhöhen. Der Anteil an männlicher Haus- und Familienarbeit bleibe dabei jedoch nahezu unverändert. Sie ortet deshalb den grössten Handlungsbedarf im wirtschaftlichen Bereich in Modellen der Arbeitszeitflexibilisierung, die Frauen von der alleinigen Verantwortung für die Betreuungsarbeit entlasten und eine partnerschaftliche ökonomisch sinnvolle Teilung der Betreuungspflichten zwischen den Eltern ermöglichen.

Das Bildungssystem in der Vertikale: vom «weiblichen» Kindergarten bis zur «männlichen» Universität

Je kleiner das Kind, desto «weiblicher» ist der Lehrkörper.

Wie der horizontal und vertikal geschlechtersegregierte Arbeitsmarkt, widerspiegelt auch das öffentliche Bildungssystem die tradierten Geschlechterrollen: Je kleiner das Kind, desto «weiblicher» ist der Lehrkörper. Überspitzt gesagt, reicht das Bildungssystem von der weiblichen Wurzel des Kindergartens bis zur männlichen Krone der Universität.

Die weibliche Seite der Erziehung, die traditionell am Beginn des Lebens steht, ist von der Qualität her eher unstrukturiert, sie fliesst mit der Entwicklung des Kindes und gewährt ihm, dessen es bedarf. (Auch wenn die meisten von uns im Alter der Autorin in einer Mutterschaftskultur gross wurden, die – indoktriniert von männlichen Medizinerinnen – den Müttern nahelegte, ihre Kinder nach starrem Zeit-Fahrplan zu stillen und nicht gemäss dem Hunger und dessen Artikulierung des Kindes. Davon ist frau zum Glück längst abgekommen.) Dies zeigt sich auch im Bildungssystem. Ein Blick in die Rahmenpläne im Kindergartenbereich vermittelt ein Bild der möglichst ganzheitlichen Förderung, begleitet von intensiver, mütterlich-einfühlsamer Zuwendung. Hier soll möglichst noch nicht unterschieden und differenziert und deshalb auch keine Fächereinteilung vorgenommen werden; nein, hier fliesst alles eher weiblich chaotisch ineinander und bildet ein Ganzes, indem das Kind sich geborgen fühlen soll. Das Bewusstsein, dass das Lernen der Menschen über vielfältige Kanäle läuft und alle Sinne ansprechen muss, ist zentral.

Auf dem Weg vom Kindergarten bis zur Universität wird der Mensch aber offenbar zunehmend kognitiver, weniger phantasievoll und weniger musisch begabt. Mit der Zunahme von männlichen Lehrpersonen im Bildungssystem vermännlicht sich auch das Lehrprinzip, das sich immer

mehr nach spezifischen Fächern ausdifferenziert, unpersönlicher und distanzierter wird. An der Spitze steht der akademische Bereich, klar nach Disziplinen geordnet, fragmentiert und mehrheitlich reduziert auf sprachliche Vermittlung, kognitive Distanz und Vernunft.

Es wird also im Bildungssystem zelebriert und nachgeahmt, was bereits in der frühen Kindheit scheinbar naturgemäss vorgegeben ist: Je kleiner das Kind desto mehr weibliche Energie befindet sich in seiner Umgebung, der Vater bleibt eine Randfigur. Die Mutter ist für Nähe zuständig, die bisweilen erdrückend wird, der Vater hat die Gnade der Seltenheit, der Distanz und wird deshalb zur begehrten Figur, die am Wochenende oder an den Abenden das interessante Programm durchführen kann. Und so dauert es auch auf dem Weg durch die Bildungsinstitutionen für das Kind relativ lange bis es mit männlichen Bezugs- und Lehrpersonen in Kontakt kommt. Je anspruchsvoller, komplexer, spezialisierter und differenzierter der Lehrstoff, desto mehr Mann braucht es anscheinend, oder anders gesagt: Erst auf dieser Stufe fühlt sich der Mann als Lehrperson offenbar ausreichend gefordert.

*Der Vater hat die
Gnade der Seltenheit.*

Polarisieren und pulsieren: Leben ist Bewegung in Spannungsfeldern

Ich habe die Charakteristika der unterschiedlichen Bildungsstufen bewusst und stereotyp den Geschlechterkategorien zugeordnet, und in diesem Sinne auch bewusst polarisiert. Im Polarisieren liegt grundsätzlich nichts Schlechtes, denn unser Leben, unsere Sprache, unsere Welt schlechthin, werden von uns polar wahrgenommen: Wenn ich «Tag» sage, so denke ich automatisch auch an die «Nacht», denn der Tag wird nur durch die Existenz der Nacht bewusst erfahrbar. Wenn ich «Mann» sage, so denke ich zwingend auch an den Gegenpart, die «Frau», denn Männlichkeit wird nur durch die Existenz des Weiblichen als etwas Unterscheidbares erfahrbar. Wenn ich «Nähe» sage, so denke ich sofort auch an den Begriff «Distanz», denn Nähe wird nur durch die Existenz von Distanz erfahrbar. Sehr viele unserer Begriffe zeichnet polarer Charakter aus, das heisst, sie bezeichnen die zwei Enden eines Spektrums in dessen Spannweite es jedoch eine Vielzahl von Zwischenstufen gibt, so wie auch der Tag nicht abrupt in die Nacht übergeht und umgekehrt.

Das Problem entsteht erst mit der unterschiedlichen Bewertung der polaren Gegensätze, so als wäre der Tag grundsätzlich etwas Besseres und Erstrebenswerteres als die Nacht. Dabei wird ausser Acht gelassen, dass wir uns im Leben selten auf Dauer nur am einen Pol aufhalten, sondern ständig in Bewegung zwischen den extremen Gegensätzen hin- und her pulsieren. Das Problem entsteht zudem aus der Gewohnheit, bestimmte polare Qualitäten, Eigenschaften, Fertigkeiten oder auch gesellschaftliche Bereiche genauso polar und ausschliesslich den Geschlechtern zuzuordnen. So ist es eine Tatsache, dass sich unser Leben in eine öffentliche und eine private Sphäre teilt, die beide unterschiedliche Qualitäten aufweisen und auch unterschiedliche Fähigkeiten des Umgangs mit ihnen erfordern. Während der Mensch sich im einen Bereich im hellen Licht der öffentlichen Wahrnehmung und Anerkennung befindet und betätigt, hält er sich im anderen Bereich des relativ engen und über-

schaubaren Privatalltags im Hintergrund auf. Hier gibt es keinen öffentlichen Applaus zu ernten, wenn es gilt, die Wohnung sauber zu halten, die Windeln der Kinder zu wechseln und was sonst noch an Alltäglichem und Unspektakulärem anfällt. Dass sowohl Frauen und Männer das Anrecht haben, sich in beiden Bereichen zu entfalten, sollte heute unbestritten sein. Nur ist es für Männer offenbar nach wie vor kaum attraktiv, sich im häuslichen, und dazu gehört auch der erzieherische Bereich, zu entfalten. Solange die Männer hier nicht bereit sind, in den Familienalltag hinunterzusteigen, dafür Zeit zu investieren und dieses Engagement in Haus und Erziehung für sich selber auch als wertvoll und bereichernd erachten, solange wird sich trotz Frauenförderungsmaßnahmen und Ausbau von familienexternen Kinderbetreuungsstätten nicht viel am Status quo verändern.

Ein Umdenken im Bereich der traditionellen Karriereplanung ist erforderlich

Ein Umdenken im Bereich der traditionellen Karriereplanung ist erforderlich, sollen sich die gesellschaftlichen Strukturen nachhaltig in Richtung Gleichberechtigung verändern. Dieses Umdenken geht für die Männer mit einem scheinbaren «Abstieg» einher. Denn wie bezogen die Frauen die zunehmende Teilhabe am öffentlichen und beruflichen Sektor (wünschbar auch in leitenden Positionen!) in den bisherigen Wertvorstellungen als «Aufstieg» und Machtgewinn interpretiert wird, entspricht die zunehmende Teilhabe der Männer am familiären Bereich einem Abstieg und Machtverlust. Diese Interpretation ist sicher kurzfristig und einseitig: Es gibt auch im familiären Privatbereich Macht zu verlieren und zu gewinnen, denn unproblematisch ist und war die weibliche Dominanz in diesem Bereich ja nie. Das Problem liegt in der unterschiedlichen Wertung der öffentlichen und der häuslichen Machtposition, der Erwerbs- und Nichterwerbsarbeit. Es geht also in der Frage der partnerschaftlichen Kinderbetreuung und Erziehung auch um zentrale Wertfragen. Damit will ich das Thema keineswegs auf persönliche Weltanschauungsfragen und individuelle Motivationslagen reduzieren und ökonomische, strukturelle und organisatorische Sachzwänge ausser Acht lassen. Aber das Gegenteilige ist ebenso kurzfristig.

Männer und Frauen: gleichermassen präsent und verfügbar

Die Kinder haben ein Anrecht auf ebenso viel weibliche wie männliche erwachsene Energiezufuhr sowohl in ihrer häuslichen Umgebung wie auf den verschiedenen Stufen des Bildungswesens. Insbesondere für die männliche Identitätsentwicklung der heranwachsenden Jungen scheint es mir unabdingbar und für spätere gesunde Beziehungen zu Frauen grundlegend, dass eine positive Geschlechtsidentifikation mit verfügbaren männlichen Bezugspersonen in der Kindheit ermöglicht wird. Im Gegensatz dazu muss der Junge im traditionell frauendominierten Erziehungsalltag seine Männlichkeit primär negativ in Form einer Abgrenzung von der allmächtigen, allgegenwärtigen Mutter definieren. Meine Vision geht dahin, dass Kinder auf allen Entwicklungsstufen Männer und Frauen erleben, die ihnen sowohl die nötige einfühlsame Nähe und emotional-körperliche Geborgenheit schenken als auch Widerstand und sachliche, kognitive Herausforderungen bieten.

Damit dies Realität wird, müssen sich nicht die weiblich und männlich

konnotierten Pole als solche verändern, sondern ihre unterschiedliche Bewertung und geschlechtsspezifische Zuordnung. Wenn ich meinen Text bewusst feminin-feministisch verstanden haben will, so meine ich damit, dass ich die Zeit des maskulin geprägten Geschlechterkampfes als durchaus wichtig aber dennoch als überholt betrachte. Ein Aufeinanderzugehen der Geschlechter ist am Platz, und es wird auch zunehmend praktiziert. Einfühlsamkeit, gegenseitiges Verständnis, aber auch Offenlegen der eigenen Verletzlichkeit sind traditionell weibliche Werte, und sie gilt es zu fördern, insbesondere in den männlich geprägten öffentlichen Bereichen und im Bildungssystem – nicht, weil sie die besseren Werte sind als Abgrenzung, Selbstschutz und hartes, konsequentes Durchsetzungsvermögen, sondern weil sie hier lange Zeit zu kurz gekommen sind. Dagegen gilt es in bisher weiblich dominierten Bereichen zuweilen mehr Sachlichkeit und objektive Distanz einzubringen. Und irgendeinmal wird vielleicht niemand mehr davon sprechen, dass das eine weibliche, das andere männliche Werte und Qualitäten sind, sondern es wird ganz einfach um «menschliche» Werte gehen. Beide Pole brauchen als Ergänzung den anderen, jede Einseitigkeit ist auf Dauer problematisch.

In diesem Sinne geht es nicht zuletzt darum, dass heranwachsende Kinder und Jugendliche viele unterschiedliche männliche und weibliche Bezugspersonen erleben und dabei erfahren, dass starke Frauen wie auch starke Männer bisweilen weich und verletzlich sind, beide im Übrigen aber auch Härte und Durchsetzungsvermögen zeigen können, dass sich demnach traditionell feminine und maskuline Eigenschaften und Werte nicht gegenseitig ausschliessen, sondern beiden Geschlechtern gleichermaßen zu einer erfüllten und vielfältigen Lebensgestaltung offen stehen.

Literatur

- Bundesamt für Statistik*, Eidg. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann, *Auf dem Weg zur Gleichstellung? Kurzversion*, Neuchâtel, Bern 1998.
Der Bund, Berner Tageszeitung, Samstag, 9. und 16. Oktober 1999.
Sabina Littmann-Wernli, *Gleichstellung auf dem Arbeitsmarkt*, Chur, Zürich 1999.